



SEBASTIAN FAULKS

Der große Wahn

Roman

Übersetzt von Jochen Schimmang

mare

mare

Sebastian Faulks

Der große Wahn

Roman

Aus dem Englischen
von Jochen Schimmang

mare

Der Übersetzer dankt dem Europäischen Übersetzerkollegium in Straelen für hervorragende Arbeitsbedingungen und die gewohnte Gastfreundschaft.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Where My Heart Used to Beat* bei Hutchinson (Penguin Random House UK), London.

Copyright © Sebastian Faulks 2015

1. Auflage 2017

© 2017 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Meike Herrmann

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Quadraat Pro

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-86648-258-6



www.mare.de

Für Veronica

La bellezza si risveglia l'anima di agire ...

Ich wachte mitten in der Nacht mit einem Jetlag-Koller auf. Ich mag diese Aufwallungen, es ist, als hätte man etwas von der kinetischen Energie Manhattans in sich aufgenommen. Ich ging in die Küche und machte mir eine Kanne Tee. Was ich an den Amerikanern wirklich mag, ist, dass sie sich selbst ernst nehmen. In New York braucht man keine tiefen Wurzeln und keine Selbstironie; man hat ein Messingschild an der Tür, ein Diplom, eine Position – und folglich steht man über dem gemeinen Volk, das gerade erst vom Kennedy Airport reingekommen ist. Und sie haben recht, so zu denken. Das eigene Leben mag nichts Großes sein, aber warum sollte man es nicht schätzen? Ein anderer wird's nicht tun.

Mit einem Becher Tee ging ich an den Schreibtisch und fing

an, den Stapel Briefe zu öffnen, die an Robert Hendricks, MD, MRCP oder FRCPsych adressiert waren. Das sah doch wirklich nach einer Karriere aus. Diese Qualifikationen hatten nichts Unfertiges und nichts Unechtes an sich, ich hatte sie durch Knochenarbeit und Zeitaufwand erworben – und Hingabe an ein bestimmtes Gebiet, auf dem nur wenige bis zum Ende durchhielten. Ich fragte mich, ob es wohl eine spezifisch englische Eigenart ist, sich sein ganzes Leben lang wie ein Hochstapler zu fühlen, beständig zu fürchten, man könne durchschaut werden – oder ob es ein menschliches Grundgefühl ist. Und als praktizierender Psychiater hätte ich es wirklich wissen müssen.

Ich nahm meine Aktentasche und holte die Hotelrechnung und einige Visitenkarten für die Ablage heraus. Als ich die Schublade aufzog, in der die Papiere lagen, mit denen ich mich nicht beschäftigen wollte, entdeckte ich einen Brief wieder, der mich einige Wochen zuvor, als ich ihn erhalten hatte, vor ein Rätsel gestellt hatte. Er kam aus Frankreich, trug den Poststempel »Toulon« und war in der Handschrift eines älteren Mannes mit Tinte geschrieben.

Lieber Mr. Hendricks,
verzeihen Sie, dass ich Ihnen einfach so schreibe, aber ich bin im Besitz von etwas, von dem ich glaube, dass es für Sie von Interesse sein könnte.

Im Ersten Weltkrieg war ich in der britischen Armee und diente bei der Infanterie an der Westfront. (Nebenher bemerkt, habe ich auch als Stabsarzt im Zweiten Weltkrieg gedient.) Von Beruf bin ich Neurologe und spezialisiert auf Altersleiden – Gedächtnis und Vergesslichkeit und Ähnliches. Da sich nun auch mein eigenes Leben dem Ende zuneigt – ich bin inzwischen sehr alt und längere Zeit krank gewesen –, bin ich darangegangen, meine Papiere zu ordnen. Im Zuge dessen fand

ich in alten Tagebüchern Hinweise auf einen Mann, der denselben etwas ungewöhnlichen Namen wie Sie trug. Er war von 1915 bis 1918 in meiner Kompanie.

Ich hatte jahrzehntelang nicht in dieses Tagebuch geschaut, aber bei seinem Namen läutete sozusagen eine zweite Alarmglocke in meinem Inneren, und dann fiel es mir ein. Ein Buch, das ich sehr hoch geschätzt hatte, als es vor fünfzehn Jahren erschien, verfasst von einem Robert Hendricks – *The Chosen Few*. Ich ging an mein Bücherregal und zog es heraus. Sie können sich vielleicht meine Erregung vorstellen, als ich das kleine Autorenfoto auf der hinteren Umschlagklappe prüfte und dann vor meinem geistigen Auge sehr deutlich das Gesicht eines jungen Soldaten auftauchte, den ich vor sehr langer Zeit einmal gekannt hatte.

Meine Aufregung nahm noch zu, nachdem ich mich hingesetzt hatte, um das Buch wieder zu lesen – was ich in einem Zug tat, in einer einzigen Nacht. Im fünften Kapitel stieß ich auf eine Bemerkung des Autors – also von Ihnen, Dr. Hendricks, wie ich annehme –, die sich darauf bezieht, dass sein Vater ein Schneider gewesen sei – so wie der Mann, den ich im Krieg gekannt hatte.

In dieser Manier ging es noch eine Weile weiter, und am Ende stand eine Einladung, den Verfasser des Briefes zu besuchen. Er hieß Alexander Pereira, und offensichtlich wollte er mir etwas zu tun geben.

Am Samstagnachmittag machte ich mich zu einem Spaziergang in den Wormwood Scrubs auf. Auf dem Weg dorthin holte ich Max, meinen hochbeinigen Terriermischling, aus der Wohnung der Zugehfrau in Cricklewood ab, die sich während meiner Abwesenheit um ihn gekümmert hatte. Obwohl Mrs. Gomez ihn verwöhnte – ich nahm an, sie fütterte ihn mit Paella und Keksen –, freute er sich immer ganz rührend, wenn er mich wie-

dersah. Ich hatte ihn als Welpen aus einem Teich in Northamptonshire gerettet, und er schien ein ausgeprägtes Dankbarkeitsgefühl zu haben.

Wir machten einmal die Runde um die Scrubs und kamen unten im Süden bei den Häusern der Gefängniswärter wieder raus, gingen dann zum Gefängnis selbst. Ich dachte flüchtig an die armen Kerle, die dort einsaßen, eingesperrt in die zwanghaften Abläufe einer Anstalt. Aber nur flüchtig. Mich beschäftigte die Frage, ob Annalisa am Nachmittag Zeit haben würde. Das Komische an einer »Beziehung« ist, dass man oft erst im Rückblick merkt, dass man offenbar eine solche aufgebaut hat. Während sie besteht, fühlt es sich eher nach einer Reihe von Begegnungen an: eine Abfolge ohne innere Notwendigkeit. Nur die Möglichkeit, dass ich Annalisa vielleicht nicht sehen könnte, ließ mich innehalten und darüber nachdenken, wie viel Platz der Gedanke an sie in meinem Leben einnahm. Aus irgendeinem Grund konnte ich die Tiefe dieses Gefühls in mir nicht anerkennen oder ihm einen Namen geben.

Wir hatten abgemacht, dass ich sie niemals anrief, weil eventuell ihr »Freund« den Hörer abnehmen könnte; sie aber konnte mich jederzeit anrufen und tat das häufig. Ich schob Max auf den Rücksitz des Wagens und ging zu einer Telefonzelle direkt am Rand des Parkplatzes der Wormwood Scrubs. Ich konnte Nachrichten auf dem Anrufbeantworter aus der Ferne abrufen, wenn ich meine eigene Nummer wählte und dann ein kleines Zubehörteil in die Sprechmuschel des Telefons steckte, sobald die Ansage kam. Ich hörte meine Stimme und startete die Fernabfrage. Ich hatte keine neuen Nachrichten.

Annalisa und ich hatten uns vor etwa fünf Jahren kennengelernt, in der Praxis des Osteopathen in Queen's Park, wo sie am Empfang arbeitete. Ich hatte Probleme mit meinem Rücken, seit

durch einen Wachstumsschub in meinen Teenagerjahren meine untere Wirbelsäule labil war; die großen Muskeln meinten, bei der kleinsten Reizung in schützende Krämpfe verfallen zu müssen (es reichte, dass ich mich bückte, um den Fernseher anzuschalten). Ich hatte es mit Übungen, Schmerzmitteln und Yoga versucht, aber die einzig spürbare Erleichterung verschafften mir die brachialen Handgriffe eines Neuseeländers namens Kenneth Dowling.

Annalisa war in den Vierzigern, eine gut aussehende und offensichtlich ehrbare Frau, die elegante Röcke und dazu Pull-over trug. Erst bei meinem dritten Besuch bemerkte ich etwas in ihren Augen – einen träumerischen Ausdruck, der überhaupt nicht zu dem Kalender auf dem Pult und zur Tätigkeit einer Sprechstundenhilfe passte. Während wir darauf warteten, dass Dowling den Patienten vor mir entließ, fragte ich sie nach ihrer Arbeit und ob sie einen weiten Weg hierher habe. Sie war sehr umgänglich und schien sich gern zu unterhalten, als nähmen nur wenige Menschen größere Notiz von ihr. Am Ende eines weiteren Besuches blieb ich noch ein bisschen, nachdem ich den Scheck ausgeschrieben hatte. Ich erfuhr, dass Dowling sie donnerstags und freitags nicht brauchte, erwähnte beiläufig, dass ich in meiner Praxis durchaus eine Hilfe gebrauchen könnte, die den Papierkram erledigte, und fragte sie, ob sie interessiert sei.

Meine Praxis befand sich in einem Apartment in North Kensington, über einem kleinen Gemischtwarenladen, der von ugandischen Einwanderern betrieben wurde. Das war keine glanzvolle Umgebung, spiegelte aber recht exakt den Status meines Fachgebiets innerhalb der britischen Medizin wider. Wenigstens war es eine ruhige Straße, und die Praxis selbst war hell und luftig. Es gab auch eine Kochnische und eine Dusche,

außerdem einen kleinen Büroraum, der früher vermutlich das Schlafzimmer gewesen war und in den ich einen Aktenschrank gestellt hatte – und wo ich jetzt Annalisa hinter einen Schreibtisch setzte. Ich achtete nicht weiter darauf, wie sie mich scheinbar unabsichtlich streifte, wenn sie etwas ablegte, ich ignorierte auch, dass sie keinerlei Anstalten machte, ihren Rock nach unten zu ziehen, wenn sie am Schreibtisch saß und er ihr über die Schenkel hinaufgerutscht war. Man spricht von »erotischer Spannung«, als ob die eindeutig messbar wäre, dabei kann man doch nie mit Sicherheit sagen, was wirklich von beiden Seiten empfunden wird und was man sich nur einbildet.

Es muss am dritten Tag ihrer Arbeit bei mir gewesen sein, als die Dinge sich klärten. Ich stand hinter ihr, da machte sie absichtlich einen halben Schritt zurück. Der Kontakt war da. Sie drehte sich um und berührte meine Hose an der Stelle, wo unsere Kleidung sich aneinander rieb. Es dürfte weniger als eine Minute gedauert haben, bis wir voll bei der Sache waren. Ihr Bauch war ein ganz klein wenig gewölbt, und ihre Schenkel hatten hinten die Festigkeit der Jugend verloren – doch ich fand diese Zeichen der Hinfälligkeit ebenso rührend wie erregend, als sie sich über den Schreibtisch beugte.

Annalisa war verheiratet gewesen und lebte jetzt in einer langjährigen Beziehung mit einem Mann namens Geoffrey, der in den Fünzigern war; sie war ihm wirklich zugetan und wollte ihr gewohntes Leben nicht aufs Spiel setzen. Geoffrey war Fachanwalt für Vermögensrecht, und nach allem, was Annalisa erzählte, klang er für mich homosexuell. Ich sprach das aber nie aus, es gab keinen Anlass, das getroffene Arrangement aus dem Gleichgewicht zu bringen.

An jenem Samstagabend nahm ich ein ausgedehntes Bad und trank einigen Gin mit Wermut und Eis. Danach wollte ich auf

die Party im obersten Stock gehen. Ich wusste, dass sie schon im Gang war, denn die Musik rieselte die Treppen runter, wenn auch nicht so, dass es Mrs. Kaczmarek erschrecken müsste. Tatsächlich hatte sich der Lärm, der aus dem oberen Stock kam, in jüngster Zeit geändert. Vor zehn Jahren war das Haus noch von apokalyptischen Donnerschlägen erschüttert worden, inzwischen schienen die Songs maschinell erzeugt und nicht im Geringsten bedrohlich zu sein. Mich interessierten diese Musikrichtungen alle nicht, aber der jüngere Sound war leichter zu ertragen, etwa wie die Hintergrundmusik auf einer Fachtagung.

Die Tür wurde von einem lächelnden Mädchen mit schwarz geränderten Augen und blond gefärbtem Haar geöffnet. »Hallo. Ich bin Misty. Kommen Sie rein.«

Sie holte mir einen Wein von der Küchentheke, auf der nebeneinander eine Batterie verschiedener Flaschen aufgereiht war.

»Bitte schön! Chateau Oblivion.« Sie hatte den munteren australischen Tonfall, den ich mir vorher ausgemalt hatte, ebenso wie Sheeze, ihre Mitbewohnerin, die sich dazugesellte. Misty war kleiner und hübscher, mit attraktiven, zarten Gesichtszügen, während Sheeze kleine Pusteln im Gesicht hatte. Ansonsten sahen sie wie Zwillinge aus, mit blauen Augen und der ungeprüften Zuversicht der Jugend, die fest damit rechnete, glücklich zu werden.

Auch ihre Freunde waren jung, kultiviert und zuversichtlich, so kam es mir wenigstens vor. Die Musik wurde langsam lauter, aber ich konnte noch immer alles verstehen, als ich mich einer Gruppe von Fremden vorstellte und das alte Spiel von Selbstoffenbarung und vorsichtiger Neugierde begann. Ich erzählte anderen ungerne, was ich beruflich machte, weil es sie zu beunruhigen schien; ich gab mich als Allgemeinmediziner aus, und das wurde gut aufgenommen. Dann versuchte ich, die Unterhaltung

auf weniger persönliche Themen zu lenken: auf eine bemerkenswerte Sendung, die ich im Radio gehört hatte, oder einen Film, der gerade angelaufen war.

Ich bin mir nie ganz sicher gewesen, was man auf Partys von mir erwartet. Ich bin in England auf dem Land aufgewachsen und bin auf Dorffeste gegangen und war zu Geburtstagen oder zu Weihnachten bei anderen Leuten zu Hause. Diese Abende – zum Beispiel der, an dem ich Paula Wood küsste – konnten ganz schön schlüpfrig sein, selbst damals in den Dreißigerjahren. Oft gab es einen Anlass oder eine Veranstaltung: ein Tennisturnier auf dem Freizeitgelände oder ein Dorffest im Gemeindesaal. Im Sommer verschwanden die Leute gern in der Dunkelheit, es gab genügend Rhododendren, zwischen denen man abtauchen konnte. Ich erinnere mich an aufglimmende Zigaretten, Gelächter, an die unter Schritten raschelnden Blätter und das Betatschen eines kühlen, nackten Schenkels.

»Robert, ich möchte Ihnen jemand vorstellen. Das ist Mandy. Sie ist Krankenschwester.«

Vielleicht war es die medizinische Verbindung, die meine Gastgeberin glauben ließ, ich käme gut mit ihrer Freundin aus. Diese Krankenschwester machte es mir leicht, denn sie redete ohne Unterlass; ich glaubte zuerst, es ginge ihr darum, mir eine komplizierte Angelegenheit zu erklären. Aber nachdem meine Versuche, ihr auf die Sprünge zu helfen, abgeblitzt waren, erkannte ich, dass sie überhaupt nicht auf etwas Bestimmtes hinauswollte, sondern einfach nur Angst vor der Stille hatte.

Bald hatte die Musik den Pegel erreicht, an dem kein weiteres Gespräch mehr möglich war, außer in der kleinen Küche. Da ich es für unhöflich hielt, vor zehn Uhr schon wieder zu gehen, warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr und ergab mich in weitere fünfzehn Minuten, in denen ich gegen die Waschmaschine

gedrückt wurde. Ich sprach mit einem jungen Mann in einem rot karierten Hemd, der sich als Luftakrobat vorstellte, und seinem Bruder, der in einem Reisebüro arbeitete.

Mir schien, dass beide betrunken waren. Sie waren auf eine etwas verwirrte Art freundlich zu mir, als würde es sie überraschen, dass jemand wie ich überhaupt auf eine Party ging. Ich spürte einen Anflug von Neid, als ich mir ihr Alltagsleben ausmalte: jede Menge bereitwilliger Mädchen mit jugendlichen Brüsten und strahlend weißen Zähnen.

»Also lasse ich den Kunden in der Warteschleife, während ich die Fluggesellschaft anrufe und mir den Flugplan kopiere«, sagte der Reisebüromann und goss sich Rotwein nach. »Das ist nicht gerade Gehirnakrobatik.«

»Das ist nicht mal Luftakrobatik«, sagte ich.

Keiner der beiden Brüder merkte, dass ich einen Witz zu machen versuchte, und als ich mich umdrehte, um mein Plastikglas aufzufüllen, sah ich wieder die Krankenschwester vor mir.

»Kann ich Sie was fragen? Nehmen Sie auch Privatpatienten?«

Ich sah sie mir genau an – die weit aufgerissenen Pupillen, die glasige Iris. »Nein, mache ich nicht.«

Sie presste ihre Hand gegen meinen Brustkorb. Ich fürchtete schon, dass sie sich übergeben würde, aber vermutlich wollte sie nur das Gleichgewicht halten.

»Ich kenne jemanden, der Hilfe braucht. Er hat eine furchtbare Depression und –«

»Ich sagte es bereits. Ich bin Allgemeinmediziner: Mit so was habe ich nichts zu tun.«

»Ach. Weil Misty gesagt hat –«

»Vergessen Sie einfach, was Misty gesagt hat. Ich habe sie gerade erst kennengelernt.«

Ich drängelte und schubste mich zwischen den Leuten aus

der Küche heraus, blieb kurz stehen, um mich bei Sheeze zu bedanken, und schaffte es nach draußen ins Treppenhaus. Unten in meiner Wohnung schaltete ich den Fernseher an und schenkte mir einen großen Whisky ein, bevor ich mich in den Liegesessel sinken ließ. Das Stimmengewirr der letzten Stunde fiel von mir ab; ich zündete mir eine Zigarette an und lehnte den Kopf zurück. Ich befand, es war früh genug, um ein Video anzusehen, etwa nach der Hälfte würde ich eine Schlaftablette nehmen; nach dem Film würde ich die Musik von oben mit Ohrstöpseln ausblenden, die Tagesdecke abziehen und dem nächsten Morgen entgegenschlafen.

Nur zwanzig Minuten später klopfte es vorsichtig an der Tür.

»Kann ich reinkommen?«

»Woher wussten Sie, dass ich hier wohne?« Es war Mandy, die Krankenschwester.

»Misty hat's mir gesagt.«

»Ist alles in Ordnung? Wollen Sie ein Glas Wasser?«

Sie setzte sich auf das Sofa im Wohnzimmer und fing an zu weinen. »Entschuldigung, Robert. Ich weiß selbst nicht, was ich tue. Es ist nur, weil du älter bist ... Und du bist Arzt. Ich sitze in der Klemme.«

Ich setzte mich zu ihr. »Wie viel hast du getrunken?«

»Ich weiß nicht. Ich habe schon ein paar Gläser Wein gehabt, bevor ich auf die Party kam.«

»Soll ich dir ein Taxi rufen? Wo wohnst du?«

»Balham. Kann ich nicht ein bisschen hierbleiben? Ich fühle mich ... Es dreht sich alles.«

»Ich mache dir einen Tee.«

Hauptsache, so dachte ich, während ich mit dem Kessel und der Tasse klapperte, ich bekomme dieses Mädchen so schnell

wie möglich aus meiner Wohnung. Als ich mit dem Tee ins Wohnzimmer zurückkam, sah ich, dass sie sich die Schuhe ausgezogen und die Füße aufs Sofa gelegt hatte. Eine Haarsträhne fiel ihr über eine Hälfte des Gesichts, und an den Sohlen ihrer Nylonstrumpfhose sah ich Flecken, die feucht wirkten.

»Trink das hier, ich rufe dir ein Taxi.«

»Ich kriege eins auf der Straße.«

»Das bezweifle ich.«

»Aber sicher kriege ich eins. Es ist noch nicht mal elf.«

Wenn es sein musste, überlegte ich, würde ich sie wieder nach oben zu ihren Freundinnen bringen: Sie hatten die Verantwortung. Mandy schwang sich in Sitzposition und beugte sich vor, um die Tasse hochzunehmen, wobei ihr Rock ihre dicken Schenkel hochrutschte.

Ich ging ans Fenster.

»Wohnst du allein?«

»Nein, ich wohne mit zwei anderen Mädchen zusammen. Sie sind aber nicht da. Und du?«

»Ja. Allein«, sagte ich.

»Bist du nicht verheiratet?«

»Nein.«

»Freundin?«

»Hör mal, Mandy, warum verfrachten wir dich jetzt nicht in ein Taxi und bringen dich sicher zurück nach Clapham?«

»Balham. Warum so eilig? Morgen ist Sonntag. Ich ... ich brauche einfach nur ein bisschen Gesellschaft.«

»Was hast du denn?«

Es folgte eine Geschichte über einen Mann, eine gewisse Enttäuschung – der billige Versuch, mein Mitgefühl zu wecken ... Aber es gab keinen logischen Zusammenhang in dem Ganzen, und ich hatte keine Lust, danach zu suchen.

»... finde ich. Und wo bleibe ich bei der Sache? Ich meine, ich habe doch auch mal ein Wörtchen mitzureden. Und ... Was ist das?«

»Da ist jemand an der Tür. Noch jemand.«

Ich ging in die Diele und drückte den Türöffner. Es war Annalisa, und ihre Miene zeigte so viele widersprüchliche Gefühle, dass ich fröstelte.

»Gott sei Dank bist du zu Hause«, sagte sie und schob mich in die Diele und dann ins Wohnzimmer, ohne auch nur für einen Kuss innezuhalten.

Sie blieb stehen und starrte. Ich machte eine ungeschickte Vorstellung.

Was dann geschah, lief wie in einem Trickfilm ab, wie die Szenen auf dem Bildschirm im Flugzeug aus New York. Es gab Geschrei und Anschuldigungen. Annalisa dachte selbstverständlich, dass ich mit der Krankenschwester schlafen wollte und sie deshalb von oben hier in meine Wohnung geschleppt hatte.

Die Scheidewand zwischen Liebe und Zorn ist dünn. Ich vermute, es geschieht aus Selbstschutz und Angst vor noch mehr Verletzungen, dass wir diejenigen Menschen anschreien, die wir lieben.

Schließlich waren beide Frauen weg. Ich ließ mich aufs Sofa fallen. Ich bin so allein, dachte ich. Alle Beziehungen, die ich in den mehr als sechzig Jahren meines Lebens mit anderen aufgenommen habe, können nichts daran ändern, dass ich vollkommen allein bin.

ZWEITES KAPITEL

Am nächsten Morgen erwachte ich früh, noch ganz benommen von einem Traum voller Gewalt. Beim Waschen und Rasieren versuchte ich, mich aus den Fängen meines Unbewussten zu befreien und ins wache Leben zurückzukommen. Das alles war für mich ein ganz normaler Start in den Tag.

Nachdem ich Max gefüttert und die Zeitung gelesen hatte, kamen meine Gedanken langsam wieder auf die Reihe, aber sie drehten sich nicht um Annalisa. Es war der Brief von Alexander Pereira, der mich beschäftigte. Pereira behauptete, meinen Vater gekannt zu haben – das war mehr, als ich von mir selbst sagen konnte. Als er starb, kurz vor dem Waffenstillstand, war ich zwei Jahre alt. Auch wenn es ein Foto von ihm gab, wie er mich als Baby auf dem Arm hielt, besaß ich keinerlei Erinnerung an ihn.

Meine Mutter war mein Schutzschild und meine Ernährerin. Sie war eine kleine, magere Frau, die immer mit dem Schlimmsten rechnete. Sie arbeitete hart in der Verwaltung eines Hofes, der Ackerbau und Viehzucht betrieb, und wenn sie am Ende der Woche ihren Lohn abholte, rechnete sie jedes Mal damit, entlassen zu werden. Die monatlichen Rechnungen nahm sie als Beweis dafür, dass der Milchmann oder die Elektrizitätsgesellschaft sie persönlich verfolgten; wir hatten nie Leute zum Tee

bei uns zu Gast, weil sie von Unterhaltung »nichts hielt«, und sie misstraute denen, die uns zu sich nach Hause einluden, also gingen wir auch selten aus. Sie erzählte mir, ihre Eltern hätten eine Pension irgendwo an der Südküste betrieben, aber dann habe es einen Brand gegeben. Ich glaube eher, dass sie sich getrennt oder sich hatten scheiden lassen, aber sie bemäntelte das mit einer Naturkatastrophe. Meinen Vater hatte sie im Haus einer Tante bei London kennengelernt. Vor dem Krieg war er Schneider gewesen, nach ihren Aussagen allerdings sehr viel mehr als ein kurzsichtiger Mann mit Nadel und Faden in einem Hinterzimmer: Als er 1915, mit dreißig Jahren, als Freiwilliger in den Krieg zog, hatte er schon sechs Angestellte und ein Geschäft in der Hauptstraße. Sie besaß ein Foto von meinem Vater und sich selbst am Tag ihrer Verlobung; ihr Gesicht zeigte ein Lächeln, wie ich es im richtigen Leben nie an ihr gesehen habe, wobei zugleich auch eine Spur Unsicherheit darin zu lesen war.

Mein Vater hatte einen älteren Bruder, Onkel Bobby, der in einer Einrichtung lebte. Nach dem Tod meines Vaters 1918 besuchte meine Mutter meinen Onkel jedes Jahr zu Weihnachten, und einmal, als ich etwa sieben war, nahm sie mich mit. Erst fuhren wir endlos mit verschiedenen Buslinien, um in die Außenbezirke der Kreisstadt zu kommen. Der letzte Bus ächzte und schleppte uns einen Hügel hinauf, wo wir vor einer Reihe heruntergekommener Geschäfte ausstiegen. Hundert Meter die Straße hinunter erreichten wir zwei hohe Eisengatter mit einer hölzernen Pfortnerloge daneben, in der ein Pfortner neben einem rauchenden Kohleöfchen saß. Er winkte uns durch.

»Was ist mit Onkel Bobby?«, fragte ich. »Warum lebt er hier?«

»Er hat einen leichten Knacks«, sagte meine Mutter.

Zu beiden Seiten der Auffahrt erstreckte sich ein Parkgelände. In der Entfernung sah ich Häuser, die Farmgebäuden ähnel-

ten, und eine Werkstatt, aus deren Ziegelschornstein Rauch aufstieg, wie bei einer kleinen Fabrik. Das Hauptgebäude war fast so lang wie eine Straße. Wir gingen durch den Haupteingang bis zu einer Glaskabine, wo eine Frau unsere Namen notierte. Durch ein hohes Kuppeldach fiel Licht in den Korridor, der einen Steinfußboden hatte. Ich freute mich für Onkel Bobby, dass alles so sauber war.

Wir gingen los. Links von uns folgte ein Fenster auf das nächste, und alle gingen sie auf den Park hinaus, rechts von uns befanden sich verschlossene und nummerierte Türen, hinter denen merkwürdige Geräusche zu vernehmen waren. Schließlich kamen wir in einen weiteren Gemeinschaftsbereich, ähnlich der Eingangshalle, jedoch nicht so groß; von ihm ging ein Raum mit Blick auf den Hinterhof ab, und hier erwartete uns Onkel Bobby.

In diesem Aufenthaltsraum standen ungefähr ein Dutzend Stühle, die schon bessere Tage gesehen hatten. Ein Mann in einem langen braunen Jackett, der aussah wie ein Lagerist in einem Möbeldepot, stand mit verschränkten Armen da. Er hakte unsere Namen auf einem Klemmbrett ab und deutete mit dem Kopf auf einen Mann, der am Fenster in einem der besseren Armsessel saß.

Für meine siebenjährigen Augen sah Onkel Bobby wie »ein Erwachsener« aus, mindestens wie vierzig. Er hatte dunkelbraunes Haar, das dünn geworden war, und trug eine Brille mit verschmierten Gläsern; sein Anzug war alt und seine Krawatte vom vielen Tragen ganz fadenscheinig.

»Hallo, Bobby. Wir wollten dich mal wieder besuchen. Wie geht's dir?«

Es war schwer herauszufinden, wie es Bobby ging, weil er auf Fragen nie direkt antwortete – was nicht heißen soll, dass er

nicht gesprächig war. Er nannte meine Mutter zwei- oder dreimal beim richtigen Namen – Janet –, während er ihr erzählte, was andere Leute gesagt oder getan hatten. Sie nickte ermutigend und kicherte oder gackerte, wo es ihr passend erschien.

Meine Mutter versuchte, mich in die Unterhaltung einzubeziehen, aber Onkel Bobbys Blick rutschte jedes Mal von mir ab, als könne er keine dritte Person erkennen. Seine Geschichten hatten etwas Gnadenloses und wurden, wie unterschiedlich die Dinge auch waren, um die es ging, in immer demselben Ton vorgetragen. Es hörte sich an, als würde er laut in einer Sprache vorlesen, die er nicht verstand.

Damals empfand ich das nicht so. Ich dachte: Dies ist der Bruder meines Vaters. Er muss stark sein und freundlich, denn er ist mein Fleisch und Blut. Bald werde ich es richtig verstehen; bald wird alles klar.

Dann betrachtete ich seine Hände und fragte mich, welche Spiele sie gespielt hatten, als er ein Kind gewesen war, ob er der Werfer und mein Vater der Schlagmann gewesen war und ob sie in dieser Jahreszeit zusammen einen Schneemann gebaut hatten. Ich suchte seine Augen und hoffte auf ein Zeichen des Wiedererkennens. Erwachsensein war merkwürdig. Es schien keinen Spaß zu machen.

Auf einem Servierwagen wurde Tee gebracht, und Onkel Bobby schlürfte geräuschvoll aus der Tasse. Ich wandte zum ersten Mal den Blick von meinem Onkel ab und stellte fest, dass meine Mutter noch immer ihren Filzhut aufhatte, in dessen Krempe eine Feder steckte.

Die Unterhaltung erstarb langsam. Meine Mutter schien sich unbehaglich zu fühlen, und Onkel Bobby zog eine Zigarette aus der Tasche seiner Strickjacke und zündete sie sich mit zittriger Hand an.

Ich sah mir gründlich sein zerfurchtes Gesicht an, das, mit Ausnahme einer kleinen Stelle unterhalb der Unterlippe, sauber rasiert war. Ich fixierte seine Augen. Näher als jetzt konnte ich meinem Vater nie kommen. Ich hätte ihn gern berührt.

Am Abend nach der Party und den sich daran anschließenden Missverständnissen nahm ich mir den Brief von Alexander Pereira noch einmal vor, dem Mann, der behauptete, meinen Vater gekannt zu haben. So endete er:

Ich lebe auf einer sehr kleinen, aber recht schönen Insel vor der französischen Südküste, die man mit dem Wassertaxi von der presqu'île südlich von Toulon erreichen kann. (Die Insel liegt etwa fünf Kilometer von Porquerolles entfernt, wenn Sie es auf der Karte nachschauen wollen.) Was halten Sie davon, hierherzukommen und für einige Tage mein Gast zu sein? Ich habe Ihren Vater nicht gut gekannt, aber ich habe einige Erinnerungsstücke aus dem Krieg, Fotos und andere Sachen, die mit ihm zu tun haben. Auf der Insel gibt es ein Weingut, dessen Weine zwar kaum bekannt, es aber unbedingt wert sind, dass man sie kennenlernt.

Ich möchte Ihnen zum Schluss noch einmal versichern, dass meine hohe Meinung von Ihrem Buch absolut aufrichtig ist. Ich habe auf dem Gebiet, auf dem Sie gearbeitet haben, selbst einige Entdeckungen gemacht, und wenn wir mit meinem Krempel aus dem Großen Krieg durch sind, werden wir über unseren gemeinsamen Interessen einiges zu bereden haben, dessen bin ich sicher. Und ich hoffe, wenn dann alles nach Plan verläuft, könnten Sie sich mit einem Arrangement anfreunden, bei dem Sie nach meinem Tod meine Arbeit fortführen und mein literarischer Nachlassverwalter werden.

Ich weiß, dass dieses Angebot vonseiten eines völlig Unbekannten sehr ungewöhnlich klingt, ich hoffe jedoch, dass Sie Nachsicht üben

mit einem alten Mann! Und selbst wenn der Vorschlag der Nachlassverwaltung Sie nicht reizt, kann ich Ihnen versichern, dass Sie hier eine sehr angenehme und erholsame Zeit verbringen würden.

Mit kollegialen Grüßen
Alexander Pereira

Am Tag darauf ging ich in die London Library am St. James's Square und sah nach, was ich über diesen Pereira finden konnte. In der Präsenzabteilung fand ich den *Conseil de l'Ordre des Médecins en France*. Tatsächlich gab es einen Alexander Pereira, geboren 1887. Der Eintrag umfasste ein Verzeichnis der Stationen seiner klinischen und akademischen Arbeit. Seine Karriere schien nach dem Zweiten Weltkrieg ein ziemlich abruptes Ende gefunden zu haben. In einem anderen Nachschlagewerk entdeckte ich, dass er eine ganze Reihe Zeitschriftenartikel und außerdem fünf Bücher veröffentlicht hatte, die alle mit dem Themenfeld Gedächtnis und Demenz zu tun hatten. Vor dem Krieg hatte er einige bemerkenswerte Positionen eingenommen, und offenkundig hatte er jenen privilegierten Weg des französischen Bildungssystems beschritten, der die künftige Elite behutsam durch das Lycée und die Grande École zu den wenigen Spitzenpositionen im Ingenieurwesen, in der Medizin und der Finanzwelt führt.

Ich konnte nicht umhin, daran zu denken, wie himmelweit sich das von meinem eigenen Ausbildungsweg unterschied. Unsere Dorfschule lag am Rande eines Ackers und bestand aus drei Räumen in einem Haus, dessen Pforte fünffach verriegelt war. Ist das wirklich so gewesen? So wie ich es beschreibe, klingt es nach einem Kuh- oder Schweinestall. Und vielleicht war's auch einer. Das Geld war in dieser Zeit, den frühen Zwanzigern, sehr

knapp, es gab gerade das Nötigste, um die jüngste Vergangenheit vergessen zu machen. Mrs. Adams, die Köchin, die ihr Haar in einem Netz trug und einen Löffel über dem gigantischen Berg Milchreis schwenkte, bereit, seine obere Schicht zu zerstören ... Meine Füße, die über den unebenen Hof flitzten, der zwischen den Klassenzimmern lag ... Mr. Armitage, der Rektor, der bei Ypern verwundet worden war, den rechten Arm ins Jackett gestopft, und dann die geheimnisvolle Federung, die aus dem Rist seines rechten Schuhs kam und in seinem Hosenbein verschwand ...

Dauernd mussten wir Bastmatten machen oder mit Knetmasse modellieren; der Lehrer hatte keine Geduld, und ich musste in der Ecke stehen. Im zweiten Schuljahr gab es weniger Werkunterricht und dafür mehr Arithmetik; wir buchstabierten und lernten lesen. Ich erinnere mich an den Morgen, an dem die Wörter sich für mich langsam mit einer Bedeutung verbanden. Ich hielt mich für schlau, weil ich sie nicht mehr Buchstabe für Buchstabe zusammensetzte, sondern, wenn das Wort mit »Briefu« begann und es noch eine ganz schöne Strecke bis an sein Ende war, ich doch schon wusste, dass es nur »Briefumschlag« heißen konnte. Ich war mir nicht sicher, ob das erlaubt war.

Nach dem Unterricht ging ich normalerweise über Pockocks Achtzig-Morgen-Feld zu dem Hof, auf dem meine Mutter arbeitete. Ich verlief mich gern absichtlich, was leicht zu bewerkstelligen war, wenn man in den dichten Wald abtauchte. War ich erst einmal von Laubwerk umgeben, konnte ich meine Position nicht mehr bestimmen, und es tat mir gut, mich inmitten der Baumwurzeln und des Moores und der kleinen Wildblumen zu bewegen, die kein anderer je entdecken würde. Einmal verlief ich mich so erfolgreich, dass ein Ortspolizist mich nachts

nach Hause bringen musste, als ich endlich in der angrenzenden Grafschaft aufgetaucht war.

Auf dem Hof, wo meine Mutter arbeitete, gab es ein Stallmädchen namens Jane, das mich beim Ausmisten mitmachen ließ, und wenn Jane guter Stimmung war, was nicht allzu oft vorkam, beschrieb sie mir die unterschiedlichen Charaktere der Pferde. Ich hätte gern mal auf einem Pony gesessen, um meine eigenen Erfahrungen zu machen. Es gab einen Schecken namens Stoker, auf den ich ein Auge geworfen hatte, und schließlich lernte ich reiten.

Bald kam ich in Mr. Armitages Klasse. Wenn man etwas nicht schnell genug begriff, schlug er einem mit dem Lineal auf die Handfläche, aber er erklärte die Aufgaben klar und deutlich. Eines Tages bat er mich, vor Beginn des Unterrichts mit meiner Mutter zu ihm zu kommen. Sie und ich befürchteten Ärger. Ich war mir nicht bewusst, was ich getan haben könnte, aber ich kannte auch nicht alle Regeln, und selbstverständlich konnte ich eine davon gebrochen haben.

Wir waren um kurz nach sieben da, als der Klassenraum noch gefegt und die Milchkannen angeliefert wurden. Für ein Gespräch gab es neben den Klassenzimmern keine anderen Räume, also saßen meine Mutter und ich an Schulbänken in der ersten Reihe und Mr. Armitage in dem großen Lehrerstuhl. Er erzählte ihr, das Gymnasium in der Stadt sei verpflichtet, ein Viertel seiner Schüler aus Dorfschulen wie dieser zu nehmen und ihnen Stipendien zu geben. Wenn meine Mutter nichts dagegen hätte, würde er mich dafür vorschlagen. Sie hatte jede Menge Einwände, die mir teilweise rätselhaft erschienen, über unseren Platz im Leben und so weiter – aber Armitage besaß doch einige Autorität; sein zerschossener Körper war Zeugnis von Erfahrungen, die unseren Horizont weit überstiegen.

Er zog sich selbst empor und hinkte zum Fenster, wo er hinaus auf die Felder blickte, als erinnere er sich an ganz bestimmte Hügel weit weg.

»Als wir drüben in Frankreich waren«, sagte er, »dachte ich an ein ruhiges Leben als Dorflehrer. Wir alle hatten Vorstellungen, was wir hinterher machen wollten. Viele der Männer überlegten sich, zusammen ins Geschäftsleben einzusteigen oder einen Pub aufzumachen. Ich stellte mir gern einen Augenblick wie diesen vor, wenn ich einem Jungen aus dem Dorf die Tür zu neuen Möglichkeiten öffnen könnte. Sie müssen ihn natürlich nicht dorthin schicken, Mrs. Hendricks, aber ich glaube, er sollte gehen.«

Sie wurde durch sanften Druck überzeugt, und im darauffolgenden September wechselte ich auf das Gymnasium. Dieses befand sich in einem roten Backsteinbau, typisch für den Fortschrittsglauben der Viktorianer. In Nachahmung älterer und ruhmreicherer Schulen konzentrierte man sich hier auf Latein und Griechisch. So wie niemand besser gekleidet ist als der Emporkömmling, verwandte vermutlich keine andere Schule in England so viel Zeit auf den Subjunktiv und zu gegebener Zeit auf die Werke von Ovid und Euripides. Zum Glück gefielen mir diese Themen. Lateinische Prosa zu zergliedern und Verse zu verfassen, mochte noch so technisch sein, doch ich verstand dadurch, warum andere Jungen beim Auseinandernehmen und Wiederausammenbauen von Maschinen eine solche Freude empfanden.

Literarisch konnte ich Livius oder Homer überhaupt nicht beurteilen, aber das wurde auch nicht verlangt; es ging allein um Logik und Grammatik. Der Physiklehrer riet uns, zu Hause das Wasser in der Badewanne zu beobachten, zuzusehen, wie Flüssigkeit sich in Dampf verwandelt, und über die Wasserverdrängung nachzudenken, die entsteht, wenn wir in die Wanne stei-

gen; wenn ich aber das Wasser, den Wasserhahn, den Spiegel und das Becken betrachtete, dachte ich darüber nach, wie ihre Skandierung in einen Hexameter passen würde.

In der Rückschau erscheint das alles ein bisschen geistesgestört, aber ich denke, es bewahrte uns davor, an verdrießliche Dinge zu denken. Was uns bestimmt dauerhaft vermittelt wurde, war ein Gespür dafür, dass unser Jahrhundert unbedeutend war und unsere Führer, verglichen mit den Helden und Gesetzgebern der Antike, erbärmliche Figuren; man konnte sich schwerlich vorstellen, wie Mr. Neville Chamberlain den Augiasstall ausmistete oder Mr. Baldwin die goldenen Äpfel aus dem Garten der Hesperiden stahl.

Nach dem Abendessen mit meiner Mutter ging ich nach oben, um meine Hausaufgaben zu machen, wobei Schäferhündin Bessie (die uns die Farm zusätzlich zur Verfügung stellte) mich umrundete und in ihr imaginäres Gehege trieb. Diese Arbeit nahm normalerweise nicht mehr als eine Stunde in Anspruch und ließ mir Zeit genug, die Bibel zu lesen. Meine Mutter machte sich immer Sorgen, dass ich zu viel Zeit damit verbrachte, meine »Nase in Bücher zu stecken«. Ich sah nicht ein, was sie dagegen hatte, wenn ich tat, was von uns allen verlangt wurde, aber es machte mir Freude, sie ein bisschen zu ärgern. Ein Kind ist so furchtbar darauf angewiesen, bemerkt und anerkannt zu werden, dass es auch demjenigen Schmerz zufügt, den es liebt, nur um die eigene Bedeutungslosigkeit vergessen zu können.

Das Haus, in dem wir wohnten, war größer, als man denken mag. Es war meinem Vater vor dem Krieg zugefallen. Dabei spielten die Summe von hundert Pfund und eine Versicherungspolice eine Rolle, auch wenn meine Mutter diese ganze Geschichte nie recht verstanden zu haben schien. »Dein Vater war ein gebildeter Mann«, sagte sie dazu immer, als würde das den Fall erklären.

Die meisten Leute lebten damals zur Miete in Werkswohnungen; Häuser kosteten nicht viel, und wo wir lebten, waren sie leicht zu kriegen; niemand sah darin eine Kapitalanlage.

Unser Haus stand auf einem Morgen Gartenland, das an Fel-der angrenzte; dazu gehörten einige Nebengebäude, in denen sich früher eine Gerberei befunden hatte. Es gab mehr Zimmer, als wir brauchten, und so konnte meine Mutter vermieten. Ich mochte es nicht, wenn ein neuer Mieter einzog, denn wenn sie ihm sein Zimmer zeigte und sie sich über die Miete einig geworden waren, sagte sie zum Schluss immer: »Und stören Sie sich nicht an Robert. Er ist ein komischer kleiner Kauz, aber er wird Ihnen nicht im Weg sein.« Und danach zerzauste sie mir kurz das Haar.

Mein Kinderzimmer lag am Ende des Flurs, mit Blick auf den Vorgarten. Das war ein Rasenstück mit einem knorrigen Apfelbaum und ein paar Büschen drum herum. Wir hatten weder die Zeit noch die Kenntnisse, um Tulpen oder Dahlien oder sonst irgendetwas anzupflanzen, das ein bisschen Farbe ins Spiel gebracht hätte. Meine Mutter und ich nutzten die Küche als Wohnraum; aus Kostengründen heizten wir die anderen Räume im Erdgeschoss nicht, daher hielten wir uns dort nur im Sommer auf. Vom Halb-sieben-Uhr-Tee abgesehen, der in der Küche stattfand, erwarteten wir vom Mieter, dass er sich auf sein Zimmer beschränkte.

Aber das Haus bestand aus mehr als verschlossenen Räumen und einem Kohleherd. Es war erst hundert Jahre alt, wirkte aber älter; ich traute mich längst nicht überall hin. Angrenzend an die ehemalige Gerberei draußen, gab es einen unbeleuchteten Raum und darin eine offene Truhe, in der Ratten lebten oder Schlimmeres, noch dahinter befand sich eine weitere Tür, die sich in eine so tiefschwarze Dunkelheit öffnete, dass ich sie nie

zu erkunden wagte. An einer Seite des Hauses selbst war eine Metallleiter ins Mauerwerk eingelassen, die zu einem Fenster hinaufführte, hinter dem sich drinnen kein Raum zu befinden schien. In den zugigen Fluren und auf den ziegelgepflasterten Höfen, in den Kellern und auf den muffigen Speichern wehte der Geist der Verstorbenen, und das Raunen früherer Zeiten war zu vernehmen.

Ich bin von meiner Bildung nie überzeugt gewesen, sie schien mir lückenhaft und zugleich voller überflüssiger Detailkenntnisse zu sein. Wenn ich im Verlauf meiner Karriere mit Leuten zu tun hatte, die auf besseren Schulen gewesen waren, fühlte ich mich angesichts ihres Selbstvertrauens und der Breite ihres Wissens oft benachteiligt. Zwar hatte ich selbst ein Buch veröffentlicht, doch schien mir das noch lange nicht das Recht zu geben, mit jemandem von so offensichtlichem Rang wie diesem Pereira zusammenzuarbeiten.

Dann gab es da das Problem meines Vaters. Meine Mutter erzählte mir, er sei zu Lebzeiten ein freundlicher Mann und ein guter Staatsbürger gewesen; andere Leute im Dorf sprachen nur selten über die Kriegstoten, aber wenn mal eine Bemerkung über ihn fiel, bestätigte sie ihre hohe Meinung. Folglich nahm mein Vater in meinem Leben einen genau bestimmten Platz ein: Vom Grab aus übte er einen nicht zu großen, aber konstanten Einfluss auf mich aus. Unbewusst versuchte ich seinem Beispiel nachzueifern, und ich glaube, mein Versuch, in meinem Leben etwas zu erreichen, ging vor allem auf den Wunsch zurück, ein Leben in seinem Namen zu führen. Bisweilen wünschte ich mir sogar, er möge mir zusehen.

Ich kann nicht behaupten, dass ich mit dieser Konstruktion immer »glücklich« gewesen bin, aber ich kam damit zurecht.

Obwohl ich den Gedanken verlockend fand, mit jemandem zu reden, der meinen Vater tatsächlich gekannt hatte, mutmaßte ich doch, was Pereiras wirkliche Absichten sein mochten, und ich fürchtete, eine Begegnung mit einem solchen Menschen könnte Fehler oder unbewältigte Traumata in mir bloßlegen – und schlafende Hunde wecken.

Alles in allem war es klüger, sie schlafen zu lassen. Am nächsten Tag schrieb ich einen Antwortbrief, in dem ich das Angebot ablehnte, steckte ihn in einen Umschlag und ließ ihn auf dem Tischchen in der Diele liegen.

Erst am folgenden Samstagmorgen brachte es Annalisa über sich, mich zu besuchen.

»Geoffrey hat von uns erfahren«, sagte sie. »Das hatte ich dir erzählen wollen, als ich dich mit dieser Frau erwischt habe.«

»Wie hat er's rausgefunden?«

»Das spielt keine Rolle, aber er weiß es. Ich glaube, er ist mir eines Tages bis hierher gefolgt. Wir haben die ganze Woche gestritten. Gestern Abend hat er seine Sachen gepackt und ist gegangen.«

Sie tat mir entsetzlich leid. »Und was machst du jetzt?«

»Nichts. Ich fange mein Leben neu an.«

»Das klingt nicht nach nichts.«

»Ich möchte dich nicht mehr sehen, Robert. Es ist zu schmerzhaft.«

»Das tut mir so leid.«

»Es liegt nicht an dir. Ich habe schon lange darüber nachgedacht. Es geht einfach nicht.«

»Dann verlierst du uns also alle beide.«

»Ja, und so ist es auch besser. Ich kann wieder ich sein. Ich kann von vorn anfangen.«

Ich setzte mich und steckte mir eine Zigarette an. »Ich schätze, zu viel Nähe ist gefährlich.«

»Red keinen Unsinn, Robert. Ich werde immer gut von dir denken. Ich werde mich immer an dich erinnern. Ich bereue es nicht.«

Vielleicht hätte ich hinter ihr herrennen sollen. Ich hörte die Haustür unten mit dem Wumms zuschlagen, der jedes Mal die Fenster erzittern ließ. Ich sah auf meine Hände und Füße herab, um nachzusehen, ob sie sich bewegten. Ließ ich es wirklich zu, dass diese Frau von mir fortging – fort von unserer geteilten Nähe? Wo auf der ganzen Welt würde ich eine vergleichbare Leidenschaft finden? Und zu ihrem eigenen Besten sollte ich sie davon überzeugen, dass so etwas im Leben sehr selten und sehr kostbar ist.

Ich ging in die Küche und kochte Tee. Offenbar war es das, was meine Hände und Füße von mir wollten. Nachmittags ging ich in das Kino in der Curzon Street und sah einen dreistündigen französischen Film der Sorte, die ich mochte, wo die Hauptpersonen ihre persönlichen Ziele ohne moralische Rücksichtnahme und ohne Nachdenken über die möglichen Konsequenzen verfolgen und wo man nur eine Unmenge Zigarettenqualm, Sex und französische Kleinstadtstraßen sieht.

In der Nacht durchbrach der Verlust von Annalisa die Verteidigungslinien meines Schlafs und weckte mich mit einem Ruck. Ich ging ins Bad, trank etwas Wasser und nahm eine von den leichten Schlaftabletten, die ich mir selbst verschrieben hatte.

So unerfreulich es auch war, fühlten sich das Bewusstsein eines Bruchs und der Blick auf die Einsamkeit, die mich erwartete, nicht traumatisch an, sondern mehr wie eine Rückkehr zur Norm. Ich kannte das von früher: Ich war ein Habitué der Ein-

samkeit, die zweifellos die Grundverfassung der Menschheit darstellt, wohingegen die kleinen Zusammenschlüsse und gegenseitigen Abhängigkeiten, die wir eingehen, nur eine seltene Abwechslung sind. Seitdem ich im Krieg mit L. zusammen gewesen war, vor mehr als fünfunddreißig Jahren, war ich keine dauerhafte Bindung mehr eingegangen, sondern nur Beziehungen, die der Lust oder der Gelegenheit entsprangen.

Mit etwa sechzehn, in meiner Zeit auf dem Gymnasium, hatte ich angefangen, Tagebuch zu schreiben. Jahrzehntlang lag es in der untersten Schublade meines Schreibtischs, zwischen den losen Fotografien, die ich irgendeines fernen Tages in ein Album kleben würde. Am Tag nachdem Annalisa gegangen war, nahm ich es aus der Dunkelheit heraus.

Die Welt, die es mir zurückbrachte, war tief in mir immer noch lebendig, denn damals, das wurde mir wie eine Offenbarung deutlich, als ich diese tintenschwarzen Seiten durchblätterte, hatte ich mich erstmals mit der Einsamkeit abgefunden.

In meinem letzten Schuljahr hatte man mir nahegelegt, mich für einen Studienplatz an der Universität zu bewerben. Als Fach nannte man Altphilologie, aber ich musste mich natürlich um ein Stipendium bewerben, weil meine Mutter das Studiengeld niemals hätte bezahlen können. Um mich auf das nötige Niveau zu bringen, war zusätzliche Förderung nötig, und der Schulleiter schlug vor, dass ich mich bei Mr. Liddell einquartieren sollte, einem pensionierten und jüngst verwitweten Lehrer, der nicht weit von der Schule wohnte. So konnte ich den ganzen Tag und auch noch abends lernen. Also begann ich mit siebzehn Jahren mein Leben als Mieter. Meine Güte, die Speicher, die Mansarden, die Abstellräume; die Dachrinnen, die Schiefer- und Ziegeldächer, über die ich hinweg sah ...

Mr. Liddells Haus lag zehn Minuten mit dem Fahrrad von der

Schule entfernt, es ging durch einen Wald über einen steinigen Weg mit Rhododendren zu beiden Seiten. Meine Kammer befand sich im obersten Stock. Darin standen ein Eisenbett, eine Truhe und ein Schreibtisch. Aus dem Fenster blickte man auf einen Garten mit einer Europäischen Lärche, die wie ein Hund aussah, das Fell wie ein Wischmopp; man konnte keinen Stamm und nicht einmal Zweige erkennen, nur struppiges Nadelwerk. Sie schien ständig kurz davor zu sein, sich in Bewegung zu setzen, und wenn der Wind wehte, schaute ich weg.

Morgens wurde ich durch das Gebimmel einer Glocke auf dem Flur geweckt. Sie wurde von Mr. Liddell geläutet, der dafür an einem im Treppenhaus hängenden Seil zog, das bis ins Erdgeschoss reichte. »Guten Morgen, Robert.« »Guten Morgen, Sir.« Zeit für Tacitus. Vor einer Stunde *Historien* durfte ich noch eine Tasse Tee trinken. Liddell hatte Tacitus ausgesucht, weil dessen Knappheit im Ausdruck es schwer machte, die grammatischen Strukturen aufzudröseln. Wenn ich mich den anderen zur ersten Stunde anschloss, war ich schon auf Touren gekommen.

Am Ende des Schultags, wenn alle anderen nach Hause gegangen waren, ging ich allein in den Speisesaal, um das gekochte Ei oder die Sardinen auf Toast zu essen, die unter einer Haube aus Zinn neben einer Karte mit meinem Namen bereitstanden. Dazu gab es starken Tee, von dem gemunkelt wurde, er enthalte Bromid. Abends machte ich zuerst meine Hausaufgaben und ging dann in Liddells Arbeitszimmer im ersten Stock hinunter – einen quadratischen, von Büchern eingefassten Raum mit einem Schiebefenster, aus dem der Blick auf ein Rasenstück mit einer Lorbeerhecke ging.

Mr. Liddell hatte nach dem vorangegangenen Schuljahr aufgehört und war also schätzungsweise fünfundsechzig. Doch er sah aus wie ein alter Mann. Sein Haar war weiß, sein Gesicht

faltig, und er trug eine Brille mit Horngestell; es war irgendwie etwas Trocken- und Pudriges an ihm. Er besaß zwei Tweedsakos, die er abwechselnd ein halbes Trimester lang trug. Unsere Abende widmeten wir dem Verfassen griechischer Verse: Liddell gab mir irgendein viktorianisches Gedicht, und ich musste es in eine Pindar-Ode verwandeln; oder er ließ mich Macaulay übersetzen, sodass er wie Homer klang.

Wenn ich mich in Mr. Liddells Alter nicht täuschte, musste er um 1868 geboren sein – noch vor der deutschen Reichsgründung und als Italien gerade erst ein Staat geworden war. In Geschichte hatten wir den Deutsch-Französischen Krieg durchgenommen und waren damit so nahe wie gerade noch erlaubt an unsere eigene Zeit herangekommen. Die Belagerung von Paris, die Kommune, Gambettas Flug im Heißluftballon ... Das alles, dachte ich plötzlich, hatte der Mann, der neben mir saß, schon miterlebt.

Eines Abends, als wir uns über preußische Geschichte unterhielten, gelang es mir, das Gespräch darauf zu lenken.

»Denken Sie manchmal auch, Sir, dass der Lauf der Geschichte von Kleinigkeiten abhängt?«

Liddell zündete seine Pfeife wieder an und zog die Brauen hoch. »Wie zum Beispiel?«

»Na ja. Man hat uns beigebracht, dass Bismarck Napoleon III. ein Telegramm geschickt hat, das ihn reizen sollte. Napoleon war aber so erzürnt, dass er Preußen den Krieg erklärte. Genau das hatte Bismarck gewollt. Aber man stelle sich vor, Napoleon hätte nur mit den Schultern gezuckt und gesagt: ›So ist das Leben.‹ Es hätte keinen Krieg, keine Demütigung Frankreichs, kein Deutsches Reich und auch keinen Weltkrieg gegeben.«

»Es war alles wohl doch ein bisschen komplizierter«, sagte Mr. Liddell.

»Waren Sie da schon auf der Welt, Sir?«

»Ja. Gerade so eben. Die Vereinigung Deutschlands war ein unvermeidlicher Prozess, denke ich. Große Länder neigen zum Wachstum und zur Festigung. Gewöhnlich müssen sie dafür Krieg führen.«

»Aber das klingt so, Sir, als sei alle Geschichte vorherbestimmt.«

»Es gibt stärkere Kräfte als den Willen des Einzelnen.«

»Aber sagt nicht die Bibel, dass Menschen die Wahl haben und schwach sind? Denken wir nur an Adam und Eva. Aber sie sagt auch, dass wir uns für das Gute entscheiden können, denn das hat Christus uns gezeigt.«

Mr. Liddell lehnte sich in seinem Armsessel zurück. Um den beneidete ich ihn: Unterhalb der Armlehne war ein Miniaturbücherregal in den Sessel eingelassen, in dem er seine Kriminalromane aufbewahrte. Er lächelte mir über den Pfeifenrauch hinweg zu. Vermutlich dachte er, dass dies haargenau eine jener Diskussionen mit Oberstufenschülern sei, die herauszufordern er bezahlt wurde.

»Wollen Sie mich einen Whig nennen?«, fragte er mit seinem trockenen kleinen Lachen.

»Oder einen Kommunisten, Sir.« Ich prustete selbst einmal kurz los, um anzudeuten, dass es nicht ernst gemeint war. »Auf jeden Fall einen Deterministen. Entweder von der einen oder von der anderen Art.«

»Und werden Sie selbst dadurch zum Tory?«

»Ich denke nicht, Sir. Aber wenn Napoleon an jenem Tag keine Kopfschmerzen gehabt hätte, hätte er vielleicht doch anders über das Ganze gedacht. Die Erbfolge bei den Hohenzollern hätte nicht unbedingt einen Krieg auslösen müssen.«

»Woher wissen Sie, dass er Kopfschmerzen hatte?«

»Weil er irrational reagiert hat. Er hatte am Abend vorher ein Glas Brandy zu viel getrunken. Und ohne den Deutsch-Französischen Krieg und die Geburt des Deutschen Reiches hätte es den Weltkrieg in Europa nicht gegeben.«

Mr. Liddell sah mich mitleidig an.

»Und mein Vater wäre noch am Leben«, sagte ich.

Dann gab es einen Moment des Schweigens. Ich wusste nicht genau, warum ich ins Persönliche abgedriftet war, und damals kannte ich all die psychologische Literatur noch nicht, die uns davon überzeugen möchte, dass erst Fehlleistungen den »eigentlichen« Inhalt eines Gesprächs zutage fördern.

Dann geschah etwas Furchtbares. Mr. Liddell langte in die Tasche seines Tweedsakkos und zog ein Taschentuch daraus hervor. Er schnaubte sich nachdrücklich die Nase und führte dann das Taschentuch unter seiner Brille hindurch zu seinen Augen. Er hatte geweint. Mir drehte sich der Magen um. Panik stieg in mir hoch. Vielleicht ein jüngerer Bruder, gefallen in Passchendaele ... Oder seine Frau. Ja. Vielleicht hatte ihn die Tatsache, dass ich den Tod erwähnt hatte, an Mrs. Liddell erinnert. Wir hatten nie über sie gesprochen, und nun war es zu spät.

Mein Schlafzimmer bei Mr. Liddell sah nicht nur auf die widerliche Lärche hinaus, sondern auch auf einen Teil des Nachbargartens. Als ich eines Abends in einem Band Catull las und mich fragte, wann mein eigenes Leben je beginnen würde, trat ein Mädchen in meinem Alter aus dem Haus auf den Rasen. Da ich morgens früh aus dem Haus ging und abends spät zurückkehrte, hatte ich mit der Familie, die dort wohnte, wenig bis nichts zu tun; von Mr. Liddell wusste ich gerade mal, dass sie Miller hießen. Der Vater arbeitete irgendwo in der Elektronikbranche, und die Tochter hieß Mary.

Sie trug Tenniskleidung und balancierte ein Glas mit irgendeinem Orangensaftmix. Sie ließ sich auf eine Decke nieder und begann zu lesen. Ich legte Catull für einen Moment zur Seite. Ich hatte keine Schwestern, und wenngleich ich in der Gemeindebücherei beim Durchblättern von Büchern zur Humanbiologie ein paar Stunden mit der Betrachtung von Eingeborenenfrauen verbracht hatte, war ich nur einziges Mal auf der Mädchenschule gewesen – um eine Aufführung von *Der Kaufmann von Venedig* zu sehen, bei der Lindsay Elliots Portia mir schon ein merkwürdiges Kribbeln im Nacken verursachte. Nach dem Stück blieb ich und sprach mit einigen der Mädchen. Ich fand es leichter, mit ihnen klarzukommen als mit den Jungen auf meiner Schule, aber keine von ihnen lud mich zu sich nach Hause ein. Unsere Freundschaft ging über ein gelegentliches Zuwinken an der Bushaltestelle bei der alten Werft nie hinaus. Ich hatte ein paar Bücher gelesen, in denen Liebe und auch Sex vorkamen, aber die Mädchen, die ich traf, schienen solche Leidenschaften nicht erregen zu können. Die Figuren in diesen Büchern waren irgendwie exaltiert; meine Wirklichkeit kam mir im Vergleich dazu schal vor. Aber vielleicht war das noch nicht alles ...

Vielleicht versuche ich's nicht ernsthaft genug, dachte ich, als ich mir jetzt Mary Miller auf ihrer Decke genauer ansah. Zweifellos hatte ihre Pose etwas Verführerisches. Die Vorderseite ihres einen Beins hatte sie fest ins Gras gepresst, wobei der leichte Zug der Schwerkraft der Rückseite ihres Schenkels eine fast konische Form verlieh. Unwillkürlich wollte man diese Silhouette streicheln, das feste Fleisch unter der Haut spüren. Ein Bein war vom Kniegelenk aus in die Höhe gestreckt, das andere lag flach auf dem Boden. Dann tauschte sie die Stellung der Beine, wie bei einem sehr langsamen Wassertreten.

Nachdem sie das Haarband gelöst hatte, das fürs Tennisspie-

len gedacht war, fiel ihr das dunkelbraune Haar voll über die Schultern. Den Titel des Buches, das sie las, konnte ich nicht sehen, aber es schien sie nicht besonders zu fesseln. Sie ließ das Gesicht auf einen Arm sinken und schloss die Augen. Ihr Haar störte sie offenbar und musste immer wieder zurückgeschoben werden; wenn es nicht das Haar war, war es irgendein für mich unsichtbares Insekt, das verscheucht werden musste.

Jetzt stützte sie sich wieder auf die Ellbogen, las weiter in dem Buch und schlürfte ab und zu aus dem Glas. Auf Millers Rasen muss es ein sehr reiches Insektenleben geben, dachte ich, als Mary ihren Rock lüftete, um sich am Oberschenkel zu kratzen. Schließlich kam sie wieder zur Ruhe, legte ihre Wange auf ihre verschränkten Arme und schlief ein. Als sie so ruhig dalag, malte ich mir aus, wie sie wohl aussähe, wenn sie überhaupt nichts an hätte. Ich dachte an Aphrodite, die dem Schaum der Ägäis entstieg, aber dieses Bild schien einer völlig anderen Welt anzugehören als das dösende Schulmädchen. Die Göttin konnte ich durch den erotischen Schleier hindurch erkennen, die Oberstufenschülerin nicht so sehr.

Bedeutete das vielleicht, dass man eine Person falsch wahrnehmen musste, um sich in sie zu verlieben? Eventuell wusste Catull die Antwort darauf. Ich warf einen Blick in das Buch auf der Fensterbank. »Lass uns leben, meine Lesbia, und uns lieben«, forderte er. »Gib mir tausend Küsse.«

Ich dachte an Mary Miller als an meine Lesbia; ich beugte mich über ihren Leib, lüftete ihr Röckchen, während sie schlief, und gab ihr tausend Küsse.

Bald danach ließ ich den Tee nach dem Unterricht sausen, so dass ich um die Zeit zu Mr. Liddell zurückkehrte, von der ich vermutete, dass auch Mary von der Bushaltestelle nach Hause kam. Ungefähr nach einer Woche schaffte ich es, ihr über den Weg zu

laufen. Ich stellte mich vor und fragte sie, ob sie zu mir zum Tee kommen wollte.

»Warum nicht, klar«, sagte sie.

Ich bremste. »Wenn ich's recht bedenke, ist die Idee vielleicht nicht ganz so gut. Mr. Liddell ist ziemlich streng. Und ich weiß wirklich nicht, ob es ihm gefällt, wenn ich ... Wie sieht's mit deinen Eltern aus?«

»Ach, kein Problem«, sagte sie. »Die sind nicht vor sechs zu Hause. Ich mache uns Tee. Hast du Hunger?«

Ich hatte Hunger. Ich hatte seit einer Woche keinen High Tea mehr gehabt. »Wenn's dir keine Mühe macht.«

Mary führte mich ins Haus. Ich schnüffelte. Das Haus meiner Mutter roch nach Paraffin und Speck, das von Mr. Liddell nach alten Polstermöbeln und Pfeifenrauch; in der Diele der Millers lag der Geruch von Bohnerwachs und Bratensauce in der Luft, und dazu roch es noch irgendwie blumig-elegant, aber was das war, konnte ich nicht genau ausmachen.

Wir gingen in die Küche. Mary bewegte sich flink, redete, während sie den Kessel mit Wasser füllte, holte Tassen aus dem Schrank. Sie hätte alles zwischen sechzehn und zweiundzwanzig sein können. Ihre Haut war rein wie die eines Kindes, mit ein paar Sommersprossen unter den Augen, doch ihr Körper war der einer Frau – nicht schwer oder träge, ein vollendetes Werk. Ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft sehr wohl und musste gegen sechs regelrecht rausgeschmissen werden, weil ihre Eltern bald nach Hause kommen würden.

Mary stellte mich anderen Mädchen an ihrer Schule vor, und schließlich wurde ich zu einer Party eingeladen. Meine Mutter hatte immer auf meine Manieren geachtet, also konnte ich dort im Großen und Ganzen bestehen. Ein paar von den Jungen vom Gymnasium waren überrascht, mich zu sehen, doch ich igno-

rierte sie und machte einfach weiter. Im Notfall hatte ich immer Mary, mit der ich sprechen konnte – auf die ich zurückkommen konnte –, und dann gab es da ihre Freundin Paula Wood, in die ich mehrere Stunden investierte. Ich fand heraus, dass Mädchen es mochten, wenn man ihnen Fragen stellte und bei den Antworten aufmerksam zuhörte. Schwieriger war die Frage, wie diese Versenkung in ihre Kümmernisse und Hoffnungen in etwas Erotisches umschlagen konnte – wofür sie, das spürte ich, wirklich etwas geheimnisvoller und erwachsener hätten sein müssen.

Eines Tages bat mich Paula, ihr bei den Vorbereitungen für die Party zu helfen, die sie nach langer Überzeugungsarbeit bei ihren Eltern endlich geben durfte. Ich verließ früh meine Unterkunft und radelte quer durch den Ort, vorbei am samstäglichem Viehmarkt und den steilen Hügel hoch, der aufs offene Land führte. Paula gehörte einer Welt an, die mir völlig unbekannt war, wo Kieswege zwischen Lorbeer- und Ligusterhecken zu gediegenen Häusern mit Gärten, Schaukeln und Sommerhäuschen führten. Zwei Hunde kamen aus der offenen Haustür der Woods, durch die ich flüchtig das Parkett der Diele und den leeren Stuhl jenseits davon erspähen konnte. Hinter mir hörte ich das Rumpeln eines Lieferwagens, der die Kiesstückchen unter seinen Rädern zermalmte; aus dem Innern des Hauses kam das Geräusch leerer Gläser, die auf leicht zitternden Tablett durch die Räume getragen wurden. Paula und ihre Schwester stellten entlang eines gepflasterten Wegs Windlichter auf, bis hinunter zu den Rhododendren, die den Rand des Gartens markierten. Wir errichteten einen Leinwandbaldachin, für den Fall, dass es regnete, und verankerten ihn mit Halteseilen, die durch Holzpflocke gezogen wurden, im Rasen. Aus der Küche hörten wir das Radio spielen, während Paulas Mutter schnippte und

hackte und kochte, dabei ihr Haar zurückwarf, und die Scheibchen und Häppchen auf Porzellantellern anrichtete.

Als in der Dämmerung die Gäste eintrafen, fielen die langen Schatten der Zedern über den Rasen. Hoch aufgeschossene und ziemlich unbeholfene Jungen wedelten mit ihren Zigaretten und sprachen über sich selbst, während die Mädchen gegenseitig ihre Kleider bewunderten. Man stellte ein Grammophon ins geöffnete Fenster des Wohnzimmers, und Tanzmusik klang herüber, während Paula und ihre Schwestern aus großen Krügen einen Fruchtcocktail anboten, der mit Gin und Wermut aus der Speisekammer angereichert war.

Ich sah, wie ihr Vater aus einem Fenster im oberen Stock alles beobachtete, gespannt, aber vor allem belustigt. Seinem aufmerksamen Auge enthüllte sich vielleicht ein Muster in den Gruppen, die sich bildeten und wieder auflösten, inzwischen Jungen und Mädchen vereint, mit Gläsern in der Hand, nach drinnen treibend, um zu tanzen. Für uns, die wir mittendrin waren, gab es nur die Eingebungen des Augenblicks. Ich erinnere mich, dass ich den Eindruck hatte, so etwas wie Neid im Blick des Vaters zu erkennen, und dass ich mich deshalb stark und unverwundbar fühlte.

Später, als die ersten Gäste gingen, fragte Paula mich, ob ich mit ihr nach draußen kommen wolle. Wir gingen den beleuchteten Weg hinunter, wo die Kerzen in ihren Glasbehältern nur noch schwach brannten, vorbei an dem Baldachin, der nicht gebraucht worden war, und setzten uns nebeneinander auf die Grasböschung. Paula legte ihren Kopf auf meine Schulter, wie es ein guter Freund gleichen Geschlechts vielleicht erschöpft nach dem Fangenspielen tun würde. Ich ließ meine Hand über das dünne Gewebe ihres Kleids und entlang ihrer Schenkel gleiten, in demselben freundschaftlichen Gestus. Sie wandte ihr Gesicht

dem meinen zu, sodass ich sie auf die Lippen küssen konnte. Ihre Zunge fuhr scheu hin und her, während sie mit ihren kleinen, entschlossenen Fingern meinen Hemdsärmel streichelte. Sie stand auf und nahm mich an der Hand. Wir gingen in eine Lichtung mitten in den Rhododendren, wo niemand uns sehen konnte, und Paula öffnete ihr Kleid und legte meine Hand auf ihre Brüste. Dann hob sie den Saum, um mir ihre nackten Beine zu zeigen. Ich hatte bis dahin nicht gewusst, dass menschliche Haut so weich sein kann. Meine Fingerspitzen erschienen mir zu rau, also drehte ich meine Hand um und fuhr mit der Außenseite meiner Finger über das Innere ihrer Schenkel. Ich traf auf etwas glühend Heißes, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Nach einem Kampf, den sie wohl eher mit sich selbst als mit mir ausfocht, nahm sie meine Hand dort weg, küsste sie und reichte sie mir zurück.

Zu dieser Zeit führte ich schon seit zwei Jahren ein Tagebuch. Jetzt konnte ich ihm mehr anvertrauen als kleine Triumphe beim Übersetzen oder Kommentare zur Qualität des Schullebens. Um für neugierige Blicke unverständlich zu bleiben, schrieb ich griechisch – nicht in der Sprache selbst, sondern indem ich das altgriechische Alphabet benutzte, und um die Identitäten zu verschlüsseln, gab ich den Personen Namen aus der Mythologie: Mary Miller war Helena, Mr. Liddell Anchises. Meine Mutter war Medea. Mein Vater, den ich nur selten erwähnte, war Odysseus.

Ich schrieb dieses Journal in eine Kladde von vierhundert Seiten Umfang, die ich aus dem Schrank mit den Schreibmaterialien in der Schule genommen hatte. Ich wollte lieber kein Kalendarium haben, dessen einzelne leere Seiten mich vorwurfsvoll anstarrten, sondern das Buch nur dann aus dem Regal nehmen, wenn ich etwas zu sagen hatte. Meine Handschrift war klein und

ordentlich, und ich hoffte, das dicke Buch würde für zwanzig Jahre reichen. Ich achtete sorgfältig darauf, dass niemand es sah, obwohl ein Fremder vermutlich ohnehin nichts damit hätte anfangen können.

Nachts las ich die Bibel. Ich hatte die biblischen Geschichten immer spannend gefunden, zugleich aber Witze über den Heiligenschein gerissen, der sich zwangsläufig über dieser Lektüre verbreitete. Jeftah, Josua und Gideon waren Kriegsherren – wie sie durch Judäa und Samaria stürmten und Land für die Israeliten eroberten, machte sie interessant. Um elf Uhr musste ich in meinem Zimmer das Licht löschen, danach las ich im Schein einer Taschenlampe unter der Decke weiter. Aus irgendeinem unerschöpflichen Quell brachten diese Israeliten nacheinander alle möglichen Führer hervor: Patriarchen, Propheten, Soldaten, Könige ... Was mich am meisten interessierte, war die Machtbalance zwischen Herrscher und Ratgeber. Solange Abraham und Moses ihre Anweisungen noch direkt von Jehova erhielten, war es noch einfach, doch spätere Führer – Saul oder David zum Beispiel – mussten sich darauf verlassen, dass ihre Ratgeber den Willen Gottes vernahmen und an sie weitergaben. Eine direkte Befehlslinie gab es anscheinend nicht mehr. Und wenn ich mich mit den späteren Propheten befasste, denjenigen, von denen man in der Kirche nie hörte, begegnete ich diskreditierten Männern, die Stimmen hörten, die ihnen mehr und drängendere Ratschläge gaben, als sie verarbeiten konnten. Einstmals die wichtigsten Figuren am Hofe, waren sie jetzt Parias geworden, die auf einem steinernen Hang hausten. Ich fühlte mit ihnen, mit diesen Hesekiels und Amos, die durch die gebieterischen Stimmen fast taub geworden waren und von ihren Herrschern nicht länger um Rat gefragt wurden.

Ich war so vertieft ins Latein und in unbedeutendere Prophe-

ten, dass ich die unheilvollen Entwicklungen in Europa überhaupt nicht mitbekam. Ich war so mit Napoleon III. beschäftigt, dass ich die Art und Weise, wie Adolf Hitler den Vertrag von Versailles zerfetzte, nicht wahrnahm, nichts davon wusste, dass die Italiener sich aufmachten, die speertragenden Einwohner von Abessinien mit Giftgas und Maschinengewehren abzuschlachten. Den glatzköpfigen Mussolini mit seiner pomadigen Armee und selbst den sich brüstenden kleinen Führer mit seiner Aura konnte man wahrlich nur schwer ernst nehmen.

Ich bestand ein paar Prüfungen und bekam einen Platz an einer alten Universität, in einem wenig bekannten College, das von Schotten gestiftet worden war. Das Studiengeld wurde bezahlt, und ich erhielt einen kleinen Zuschuss für den Lebensunterhalt. Mr. Liddell überreichte mir zum Abschied einen in Kalbsleder gebundenen Band Euripides, von dem ich glaube, dass er daran hing; außerdem schenkte er mir ein überschüssiges Sakko, was mich überraschte, hatte ich doch geglaubt, er besitze nur die beiden, zwischen denen er immer wechselte. Meine Mutter sagte, es breche ihr das Herz, mich ziehen zu lassen, aber sie zeigte keinerlei Regung, als ich mich aufmachte, um zum Bahnhof zu gehen, in der Oktobersonne, den Koffer in der Hand und unter dem Gewicht von Mr. Liddells Tweedjackett schwitzend ...

Ich schlug das alte Tagebuch zu und schloss das Leben weg, das es mir in Erinnerung gebracht hatte, dieses Leben voller Zufälle, Glücksfälle und merkwürdiger Ereignisse.

Etwa achtundvierzig Stunden nachdem ich meinen höflichen Absagebrief an Pereira verfasst hatte, tauchte eine Ecke des noch immer nicht abgeschickten Umschlags unter einem Haufen Reklamepost auf dem Tisch in der Diele wieder auf. Ich zog

den Umschlag hervor, warf ihn in den Papierkorb, setzte mich an meinen Schreibtisch und begann von Neuem. »Sehr geehrter Dr. Pereira, vielen Dank für Ihren Brief. Es würde mich freuen ...«

Eine Woche darauf hatte ich Post von ihm; und weitere zehn Tage später saß ich im Flugzeug.

Flüge nach Toulon waren selten und teuer; also machte ich einen Bogen über Marseille und fuhr dann mit einem gemieteten Kastenwagen bis an die Spitze der Halbinsel – die Pereira eine *presqu'île*, eine »Beinahe-Insel«, genannt hatte –, dorthin, wo Ausflugsdampfer und Wassertaxis andockten. Hier stand ich vor einer schmutzigen Örtlichkeit mit einer roten Markise, dem Café des Pins, und wartete darauf, dass man mich abholte.

Welches Nachdenken über meine Vergangenheit hatte mich veranlasst, meine Meinung zu ändern? Ich gestand mir ein, dass ein so gründlicher Rückblick auf meine Jugend vermutlich dabei half, meine Verteidigungslinien aufzubauen. Jüngste Forschungen hatten gezeigt, dass das Gehirn sich schneller entschied, als es dem Bewusstsein möglich war, und die entscheidenden Synapsen abgefeuert wurden, bevor das schwerfällige »Urteilsvermögen« ins Spiel kam. Ohne mich weiter darum zu kümmern, was das für den freien Willen oder die Illusionen darüber bedeuten mochte, war ich zufrieden, dass es bei mir so abgelaufen war.

Ich sollte also einen Mann treffen, der mir eine Tür zu meiner Vergangenheit öffnen konnte: Ich fühlte mich verletztlich bei dem Gedanken, ein Fremder könne mehr über mich wissen als ich selbst; ich musste mich also vergewissern, dass mein eigenes Bild von meinem Leben in Ordnung war. Gleichzeitig hatte die leidige Annalisa-Angelegenheit (dieses ganze Durcheinander aus Lust und Angst und blockierten Gefühlen) mich einsehen lassen, dass es Aspekte meines Charakters gab – oder we-

nigstens meines Verhaltens –, die nicht nur selbstzerstörerisch wirkten, sondern anderen Schmerz zufügten. Auch in meinen frühen Sechzigern fühlte ich mich immer noch jung genug und in der Lage, mich zu ändern – mich dem zu stellen, dem ich mich stellen musste –, und ein Mediziner aus der Generation meines Vaters, dessen besonderes Interesse auf dem Feld des Gedächtnisses und der Erinnerung lag, war vielleicht genau der Mann, der mir helfen konnte.

Ich war bei meiner zweiten Zigarette angelangt, als eine ganz in Schwarz gekleidete alte Frau stehen blieb und mich von oben bis unten musterte.

»Vous êtes Dr. Hendricks?« Ihr Akzent war so südfranzösisch, wie ich es mir nur vorstellen konnte.

»Oui.«

»Venez.« Sie gab mir einen Wink, ihr zu folgen. Trotz ihrer krummen Beine legte sie ein hohes Tempo vor. Wir gingen über eine Mole vorbei an der Fähre, die für die Nacht angelegt hatte, und dann über eine Gangway auf ein Schiff mit einer weißen Plane. Es hatte Platz für ein Dutzend Leute, aber wir waren nur zu dritt. Der Dritte war der Mann im Ruderhaus, der den Motor anwarf und das Boot in die Bucht hinauszumanövrieren begann.

Mein Französisch war gut genug, dass ich nachfragen konnte, wie weit wir fahren und wie lange wir unterwegs sein würden, aber durch den Lärm des Motors verstand ich die Antworten der alten Frau nicht, und mir schien, das war ihr nur recht. Schließlich gab ich die Gesprächsversuche auf und sah nur über die weiße Heckwelle auf den Hafen zurück. Zwanzig Minuten später war das Festland nicht mehr zu sehen, und wir hatten, im Rücken die untergehende Sonne, die croissantähnlichen Umrisse von Porquerolles hinter uns gelassen.